

# Forstliche Schulen und Lehren in Württemberg

Von Willy Leygraf

Am Anfang wissenschaftlich begründeter Forstwirtschaft in Württemberg steht ein Name von besonderem Klang: Wilhelm Gottfried Moser, Sohn des Landschaftskonsulenten Johann Jakob Moser; er veröffentlichte zu Anfang des Jahres 1757 sein zweibändiges Werk „Grundsätze der Forst-Oeconomie“. In seiner Vorrede schreibt Moser über die Anlage seines Werkes: „... ich hoffe, daß man nichts darinnen antreffen wird, als was in Praxi nützlich sein kann, wie ich denn alles, was bloß zur Belustigung eines müßigen Gelehrten dienen könnte, in der Oeconomie selber aber keinen Nutzen schafft, mit vielem Fleiß übergangen habe. Von der Einteilung der Forste in gewisse beständige Hauungen, von denen Schreib-Tägen, Forstnutzungs-Etat, von der Anweisung, von den Holzhauern, vom Wald- oder Holz-Handel, vom Kohlenbrennen, von der Weide im Forst, von der Mast, vom Forst-Rechnungs-Wesen etc. finde ich nicht, daß jemand oeconomisch, oder doch so, wie es hier abgehandelt ist, geschrieben habe, und ich rechne solches mit andern billig unter das Neue so man hier antreffen wird.“

Und in der Tat gab Moser erstmalig in systematischem Aufbau eine geschlossene Darstellung der Forstwirtschaftslehre seiner Zeit. Wohl hatte schon 1713 von Carlowitz zum ersten Male das Forstwesen selbständig dargestellt und aus den früher üblichen Zusammenhängen mit Landbau oder Jägerei gelöst – aber hier, bei Moser, erscheint zum ersten Male das Ökonomische, das Volks- und Betriebswirtschaftliche des Forstwesens. Es geht nicht mehr nur um die Erzeugung eines vielbenötigten Rohstoffs, sondern um die Einordnung der Forstwirtschaft in gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge. So heißt es denn auch in den einleitenden Paragraphen der Moserschen „Grundsätze“: „Oeconomie nennet man die innere Wirtschaft einer Anstalt, die auf Gewinnung, Nutzung und Erhaltung einer gewissen Art von Gütern abzielet, und die zu dem Ende allerlei wirtschaftliche Einrichtungen und Maßregeln erfordert. Die Lehre von der Forst-Oeconomie ist also eine Anleitung zu einem gründlichen und vollständigen Begriff von Gewinnung, Nutzung und Erhaltung gewisser großer Teile eines Waldes, und derer zu diesem End erforderlichen wirtschaftlichen Einrichtungen und Maßregeln.“

Moser selbst grenzt diese Art der Betrachtung ab gegenüber seinen Vorgängern und Zeitgenossen: „Einige Neuere... verwechseln... gemeinlich den Forst-Haushalt mit dem Garten- und Land-Bau, woraus sodann diejenige Mißgeburt entsteht, die sich in ihren Schriften findet. Andere sind wirkliche Forstmänner, Leute, denen man Geschick und Erfahrung im Forstwesen nicht absprechen kann, sie tun aber der Sache nicht genug. Sie bleiben gemeinlich bei einzelnen Stücken des Forstwesens als dem Holz-Anbau und anderen dergleichen Sachen stehen, oder sie durchgehen zwar alle Teile dieser Wirtschaft, erschöpfen aber nicht alles und tragen das Gute, was sie haben, undeutlich vor, oder sie schreiben bloß als Forstmänner, nicht aber auch als Cameralisten, das ist, sie betrachten das Forstwesen außer seinem Zusammenhang mit den übrigen Teilen der Wirtschaft, und übergehen die Grund-Sätze, welche notwendig voraus gesetzt werden müssen, wann die Folgen richtig und die Schritte, welche man tun will, gewiß sein sollen.“

Die forstliche Wirtschaftslehre, wie sie Moser eigentlich geschaffen und erstmalig dargestellt hat (vgl. Mantel, Kurt: Mosers Forstoeconomie 1757 in: Forstw. Centralblatt 76. Jg. 1957, 11/12, 321–384), ist selbstverständlich von den merkantilistisch-kameralistischen Vorstellungen seiner Zeit bestimmt. Moser und andere zeitgenössische Lehrer der Forstwissenschaft waren zunächst und vor allem Kameralisten, Vertreter einer Wissenschaft, die sich mit der ordnungsgemäßen Mehrung, Verwaltung und Nutzung öffentlichen und fürstlichen Besitzes befaßte und mehr und mehr zu einer Wissenschaft des Finanz- und Haushaltswesens wurde.

Man muß bedenken, daß es bis in Mosers Zeit weder eine eigenständige Forstwissenschaft noch eine eigentlich wissenschaftliche Ausbildung für das Forstfach gegeben hat. Die höheren Ränge der Forstpartie waren zumeist mit adligen Herren besetzt, die über wenig spezielle Fachkenntnisse verfügten. Daneben gab es eine Schicht von Forstbediensteten, die in der Hauptsache Jäger waren; sie wurden von Meistern – den sogenannten Lehrprinzen – ausgebildet. Das Jagdliche stand bei ihnen im Vordergrund; in den oft sehr genauen Ausbildungsplänen blieb für das Forstliche wenig Raum, wenn diese Jäger

auch am Ende ihrer Lehrzeit eigentlich nicht nur hirschgerechte, sondern auch holzgerechte Jäger sein sollten. Und wenn ein solcher holzgerechter Jäger – wie z. B. der Altmeister Döbel in seinen „Jägerpraktika“ – daranging, seine Kenntnisse lehrbuchmäßig geordnet aufzuschreiben, dann blieb auch hier das Forstliche mehr oder weniger Zugabe und Beiwerk zufällig sich aneinanderreihender Erfahrungen und Meinungen. Allerdings entwickelten einige Lehrprinzen eine so intensive Ausbildungstätigkeit, daß regelrechte Meisterschulen entstanden, aus denen viele Angehörige des praktischen Forstdienstes hervorgingen. Unter dem Einfluß der Kameralisten erhielt daneben das Forstwesen auch einen Platz im Lehrplan der Universitäten, aber eben im Zusammenhang der Kameralwissenschaften, so in Jena, Berlin und Göttingen.

Zu Anfang der 70er Jahre des 18. Jahrhunderts begann schließlich auch in Württemberg der akademische Unterricht in der Forstwissenschaft, allerdings nicht im Zusammenhang der Tübinger Universität, sondern an der Akademie des Herzogs Karl Eugen. Wohl im Frühjahr 1773 beauftragte der Herzog den Hofrat und Rentkammer-Expeditionsrat Johann Friedrich Stahl, wöchentlich zwei Stunden Forst- und Jagdwesen zu unterrichten, später bildeten die Forststudenten neben den zukünftigen Kameralisten und Kaufleuten eine besondere Klasse in der ökonomischen Fakultät der Hohen Karlschule.

Dieser Johann Friedrich Stahl ist nun der erste akademische Lehrer der Forstwissenschaft in Württemberg. Er wurde 1718 in Heimsheim geboren, studierte in Tübingen Theologie, verließ aber aus Neigung zu den Naturwissenschaften die theologische Laufbahn und war an verschiedenen Stellen Hofmeister, bis der Herzog auf ihn aufmerksam wurde und ihm den Auftrag gab, seine kameralistischen Kenntnisse durch Reisen zu erweitern. 1755 wurde Stahl dann württembergischer Bergrat, 1758 Rentkammer-Expeditionsrat; er hatte schließlich das Referat für Forst-, Wald- und Jagdsachen inne und war Mitglied verschiedener Wirtschaftsdeputationen.

Stahls Unterricht im Forstwesen gliederte sich in zwei Hauptgebiete: die eigentliche Forstpflanze und die Nutzung der Forsten. Er betrachtete die Forstwirtschaft als schöpferische Kunst, die sowohl theoretisch als praktisch erlernt werden müsse. Gegen das Vorurteil der Förster alter Schule sprach er für die Erlernung der Forstkunde aus Büchern, um dadurch die praktische Erfahrung zu ergänzen.

In gleicher Richtung hatte Stahl schon früher gewirkt; in den Jahren 1763 bis 1769 waren 12 Bände der ersten forstwissenschaftlichen Zeitschrift Deutschlands erschienen mit dem umständlichen Titel: „Allgemeines ökonomisches Forstmagazin, in welchem allerhand nützliche Beobachtungen, Vorschläge und Versuche über das Wirtschaftliche, Polizei- und Kameralgegenstände, des sämtlichen Wald-, Forst- und Holzwesens enthalten sind. Gesammelt von einer Gesellschaft, deren ordentliches Geschäft ist, Waldungen zu gewinnen, zu benutzen und zu erhalten; herausgegeben unter der Aufsicht Johann Friedrich Stahls, Herzoglich-württembergischen Rentkammer-Expeditions-Rats.“ In diesem Forst-Magazin veröffentlicht Stahl lang sich hinziehende Kontroversen zwischen Praktikern und Theoretikern, zwischen den Anhängern einer handwerklichen und denen einer akademischen Forstlehre. 1763 druckt er ein Schreiben an den Herausgeber ab, in dem ein Ungenannter einem Ausgleich das Wort redet. Dieser schreibt über die neueren Forstgelehrten: „Es ist wahr, daß man viele dergleichen Schriftsteller nur für Stuben- und Federwirthe ansehen kann. Allein so weit sie auch von der Praxi entfernt sind, so können sie doch großen Nutzen schaffen. Es geht hier wie bei denen Bergwerken: man braucht Leute von der Feder und vom Leder. Die gelehrten Federn brechen die Bahn, die geschickten Practici aber bahnen erst den Weg recht, und werden durch die theoretischen Gelehrten in allen Dingen, Künsten und Professionen erst zum Nachdenken, und Versuchen gebracht, ja dahin geleitet, daß sie anfangen, ihre Verrichtungen mit zureichendem Grunde und nicht blindlings vorzunehmen, durch ihre Erfahrungen aber das Nützliche anzubringen, und das Unnütze oder die bloßen Speculationen von dem Nützlichen zu scheiden.“

In einem anderen von Stahl abgedruckten Beitrag einer umfangreichen „Theoretischen Einleitung in die Forstwissenschaft überhaupt“, lautet einer der einführenden Paragraphen: „Man wird wohl endlich aufhören zu fragen: ob es möglich, notwendig und nützlich sei, die Grundsätze derselben auf denen so genannten Hohenschulen zu lehren und zu lernen, wenn man den Schaden von der vormaligen Vernachlässigung einsehen, und dabei erkennen wird, daß eine Universität wirklich keine Universität aller Wissenschaften sei, wo es an der Gelegenheit fehlet, die Oeconomischen zu erlernen.“

Nun, für die Dauer der Hohen Karlsschule war diese Forderung erfüllt, wenn auch damit nicht für lange Zeit. Nach dem Tode des Herzogs wurde die

Hohe Schule 1794 aufgelöst – um diese Zeit übrigens auch die damals in Hohenheim bestehende forstliche Mittelschule zur Ausbildung der sogenannten Jägergarde. Damit war die erste wichtige Phase forstlicher Forschung und Lehre in Württemberg zu Ende. Wohl wurde später in Tübingen wieder ein Lehrstuhl für Forstwissenschaft eingerichtet – der später von Gießen aus wirkende Johann Christian Hundeshagen war sein erster Inhaber –, es kam dann zu einer erneuten Zusammenfassung aller forstlichen Ausbildung in Hohenheim. Aber für geraume Zeit zeichnen sich keine Höhepunkte, Besonderheiten oder Epochen ab. Württemberg nahm teil an der allgemeinen Entwicklung des Forstwesens im 19. Jahrhundert: an die Stelle willkürlicher Anordnungen und Maßnahmen trat die überlegte Regelung; man glaubte, die doch naturabhängige Produktion von Holz zwingen zu können durch technische Maßnahmen und mathematische Planungen für alle Zeiten. Schematisches Fachwerkdenken teilte die Wälder in gleiche Flächeneinheiten oder in gleiche Vorratsmengen. Man suchte in der Bodenreinertrags-Lehre nach nur ökonomischen Prinzipien eine Rente aus dem Kapital des Waldbodens zu erwirtschaften, trieb weithin Waldbau im Verfahren des Kahlschlags mit nachfolgender Saat oder Pflanzung – nach dem Vorbild des Ackerbaus mit Saat und Ernte – in Württemberg und anderswo.

Dabei wurden für jene Zeiten beachtliche Leistungen erbracht, von denen wir heute noch zehren. Aus vielen wüsten Plätzen wurde erst wieder Wald. Aber es war doch bald zu erkennen: auf längere Sicht konnte man nicht nur auf das Technische bauen und an der Natur vorbeiwirtschaften: Sturm und Schnee brachen in die gleichaltrigen Fichtenplantagen, Bodenverarmungen wurden erkennbar, an vielen Orten wurde es immer schwieriger, nach der sogenannten Ernte wieder Wald zu begründen. Und da gingen von der württembergischen Forstdirektion und von der 1881 wieder nach Tübingen verlegten forstlichen Lehre Impulse aus, die – zusammen mit den Erkenntnissen anderer großer Forstlehrer um die Jahrhundertwende wie etwa Gayer – Bewegung brachten in den Schematismus forstlichen Denkens, der damals stellenweise zu spüren war. Hugo von Speidel schrieb 1893, noch während seiner Tübinger Lehrtätigkeit: „... als freier Sohn der Natur kann der Waldbau nicht von der Willkür einer künstlichen Betriebseinrichtung abhängig, wohl aber kann und muß die Betriebseinrichtung auf der unabänderlichen Grundlage des Waldbaus aufgebaut sein.“

Als württembergischer Forstdirektor gab Hugo von Speidel dann später den Anlaß zu einem freieren Wirtschaften im württembergischen Staatswald. Er milderte den Periodenzwang des Fachwerks und vergrößerte den Raum, in dem sich die wirtschaftenden Forstleute mit einem früher nicht üblichen Maß an Freiheit einrichten und betätigen konnten. Und Christoph Wagner, der seit 1903 an der Tübinger Universität lehrte, setzte mit seinen Büchern „Die Grundlagen der räumlichen Ordnung im Walde“ (1906) und „Der Blendersaumschlag und sein System“ (1912) die wohl heftigste Diskussion unter den Theoretikern und Praktikern des Forstwesens in Gang.

Kurios zu beobachten: Christoph Wagner, der sich immer wieder auf Gayer beruft, besonders auch auf dessen vielfältig modulierte Mahnung, nicht gegen die Natur und ihre Bedingungen zu wirtschaften, derselbe Christoph Wagner schuf mit seinem Blendersaumschlag die Voraussetzung für die wohl letzte starre und schematische Reglementierung im württembergischen Forstwesen, starr und schematisch in der organisatorischen Durchführung wie im augenfälligen Bild der von dieser Reglementierung betroffenen Landschaft. Wagner suchte einen Ausgleich zwischen dem natürlichen und dem ökonomischen Prinzip, die sich nach seiner Auffassung in der Forstwirtschaft streitend gegenüberstehen. Im Gegensatz zu damals bestehenden Lehren geht Wagner von dem aus, was er den „wahren Normalzustand des Waldes“ nennt: „Der wahre Normalzustand des Waldes ist in erster Linie bedingt durch eine normale räumliche Ordnung, die sich gleicherweise auf produktions- wie auf betriebstechnischen Forderungen aufbaut, die demgemäß die beste Wahl der Verjüngungsart des Waldes, die möglichste Sicherung vor Gefahren und die rationellste Ernte und Beförderung der Produkte in sich schließt, nicht weniger als den höchsten ökonomischen Wert dieser letzteren, die Möglichkeit rentabelster Wirtschaft und eine sichere Ertragsregelung und Betriebsführung. Erst in zweiter Linie sind für den wahren Normalzustand des Waldes bezeichnend die Momente der zeitlichen Ordnung, die heute übermäßig betont werden: der normale Vorrat, der normale Zuwachs, das normale Altersklassenverhältnis, denn sie können einem Wald nur dann das Gepräge des Normalzustands geben, wenn die erstgenannten Voraussetzungen in vollem Maße erfüllt sind.“

Mit solchen Überlegungen kommt Wagner zu einer starken Betonung der Verjüngung – manche werfen ihm geradezu vor, für ihn und seine orthodoxen

Schüler habe der Wald in erster Linie nicht mehr Holz, sondern Verjüngung zu produzieren. So lesen wir denn auch bei Wagner: „Die Forderungen des Waldbaus an die räumliche Ordnung des Betriebs ergeben sich vorwiegend aus den Bedürfnissen der Verjüngung des Waldes, der anzuwendenden Verjüngungsart. Sie hat den ersten und wichtigsten Einfluß zu üben auf die Wahl der Betriebsart und Bestandesform und damit auf die räumliche Stellung der Baumindividuen, Gruppen und Bestände zu einander nach Maßgabe ihres Alters.“

Anhieb der Bestände von Norden her, in kurzen Abständen hintereinandergestaffelt, Naturverjüngungen, die sich pultförmig unter die Säume schieben, das gegen die Hauptwindrichtung weisende Schuppenkleid des Waldes – ein relativ einfaches Schema, wenn man es schematisch anwendet. Und es scheint zunächst in der Tat recht schematisch angewandt worden zu sein. Hans Haufe gibt in seinem Rückblick auf „30 Jahre Blendersaumschlag in Württemberg“ eine anschauliche Charakterisierung der Zustände und Vorgänge bei der rigorosen Einführung des sogenannten „BS“ in Württemberg: „Herr Assessor, ergreifen Sie Lineal und Kompaß, wir haben den Blendersaumschlag einzuführen. Also sprach der Kahlschlag-Forstmeister zum Gehilfen, und unter Zwang wurde hier der Blendersaumbefehl des Präsidenten Wagner ausgeführt – mit selbstverständlich durchschlagendem Mißerfolg. Im anderen Extremfalle hatte die Propagandawirkung der Wagnerschen Bücher den Wirtschaftsführer zu der suggestiven Beeinflussung geführt, daß nun des Rätsels Lösung gefunden sei, man brauche nur recht genau die Anweisungen zu befolgen, alles andere ginge von selbst. All solches war der Sache abträglich, der es außerordentlich geschadet hat, daß die ‚Keimruhe forstlicher Gedanken‘ bei der Entwicklung des Blendersaumsystems in den Staatsforsten fehlte, daß dieses vielmehr mit der Ernennung Wagners zum Präsidenten der Württ. Staatsforstverwaltung im Jahre 1921 allzu stürmisch, unvermittelt und mit amtlichem Nachdruck eingeführt wurde.“

Durch die Ernennung Wagners zum Präsidenten der württembergischen Staatsforstverwaltung war die Diskussion nicht etwa – sozusagen auf dem Verwaltungswege – beendet worden. Bis in die 30er Jahre hinein wurde in den Fachzeitschriften, bei Tagungen und Waldbegängen das immer wieder heftig sich steigernde Streitgespräch fortgesetzt. Der andere große Streiter neben – und vor allen Dingen auch gegen! – Wagner war Victor Dieterich.

Von der Praxis im Forstamt Mössingen kam Dieterich zur wissenschaftlichen Lehre. Zeitweise war er als Leiter der Württembergischen Forstlichen Versuchsanstalt besonders mit Fragen der Ertragskunde und des Waldbaus beschäftigt. Schwerpunkte seiner Tätigkeit waren – besonders nach seiner Berufung auf den Münchner Lehrstuhl für forstliche Wirtschaftswissenschaften – die Gebiete, die er in seinen beiden wohl berühmtesten Publikationen dargestellt hat, Forstliche Betriebswirtschaftslehre und Forstwirtschaftspolitik. Dabei wurde Dieterich nie zum einseitigen Spezialisten, er blieb universeller Forstwissenschaftler, der denn auch in der von ihm begründeten und mehr als zwei Jahrzehnte geleiteten Zeitschrift *Silva* lebhaft an der Diskussion aller Fachfragen immer beteiligt war.

1926, auf der Versammlung des württembergischen Forstvereins in Freudenstadt, setzte sich Victor Dieterich in seinem Vortrag über „Freiheit und Unfreiheit im waldbaulichen Planen und Handeln“ mit der Verallgemeinerung von Waldbau-Systemen auseinander und meldete seine Bedenken an gegen die schematische Verordnung des örtlich vielleicht richtigen Blendersaumschlags für ein ganzes, vielgestaltiges Land: „Im Gegensatz zum Blenderbetrieb – den man aus wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Bedenken für den Großwaldbesitz ablehnt – und zum Kahlschlagbetrieb, der aus kulturtechnischen Gründen als erledigt gilt, wird heutzutage die *Saumform* (als obligatorisches Merkmal der zulässigen Betriebsarten) auf den Schild gehoben; es fehlt wohl nicht viel, daß sie eines Tags in irgendeinem Land durch Staatsgesetz als die allein geduldete proklamiert wird. Man spricht bei uns fast nur noch von der saumweisen Verjüngung, vom ‚Laufen der Säume‘, von der ‚Arbeit am Saum‘; ja man ist dazu übergegangen, den Nutzungsgang, den man sonst in Holzmassen oder in Hiebsflächen auszudrücken pflegte, in Längenmaßen (Saum-Kilometern und Verjüngungsfortschrittsmetern) festzulegen.“

Und weiter sagte Dieterich in Freudenstadt: „Ich möchte mich grundsätzlich gegen jede waldbauliche Meisterlehre wenden, welche die Alleinrichtigkeit und Allgemeineinführung einzelner Hiebs- und Verjüngungsarten vertritt, weil sie uns vom eigentlichen Ziel der Bestandeswirtschaft ablenken und der in Aussicht gestellten Freiheit teilweise wieder berauben wollen. Wenn man die standortliche oder wirtschaftliche Bedingtheit der Technik und damit die Grenzen ihrer Anwendbarkeit übersieht, verstößt man übrigens auch gegen die natürlichen Bindun-

gen und Gesetzmäßigkeiten, die für das waldbauliche Planen und Handeln richtunggebend sein müssen.“

Rückblickend auf die waldbauliche Tradition, wie sie vor allen Dingen in der württembergischen Praxis verwirklicht worden ist, schrieb 1960 Paul Kirschfeld, der spätere Präsident der Forstdirektion Südwürttemberg-Hohenzollern: „Wagner entwickelte sein System des räumlich geordneten Blendersaumschlags, 1921 wurde es durch die ‚Allgemeinen Wirtschaftsgrundsätze‘ für den Staatswald verbindlich erklärt und 1933 in den ‚Richtlinien und Vorschriften für die Wirtschaftsführung in den Württembergischen Staatswäldungen (RVW)‘ nochmals ausführlich behandelt und erläutert, zu einem Zeitpunkt, als man in der Praxis schon wieder begann, das Blendersaumschlagsystem auf das rechte Maß zurückzuführen. Da der Blendersaumschlag im Gegensatz zum Keilschirmschlag einen ganz neuen Waldaufbau erstrebt und die vorhandenen Bestände in zahlreiche Schlagreihen zerreißt, ist er nicht so vielseitig anwendbar wie der letztere. Seine *allgemeine* zwangsweise Anwendung mußte daher auch zu größeren Schäden führen. Unter geeigneten Verhältnissen und in der Hand naturverbundener Wirtschaftler wurde aber auch am Blendersaum Hervorragendes geleistet.“

Längst sind wir damit der Zeit vorausgeeilt. Während die Fachgenossen in Württemberg und anderswo noch heftig diese Lehren des Waldbaus und der Betriebswirtschaft diskutierten, hatte die Forstwissenschaft ihren Sitz schon wieder von Tübingen wegverlegt, diesmal nach Freiburg. Man bildete dort aus den Tübinger und früheren Karlsruher Lehrstühlen die neue forstliche Abteilung innerhalb der Freiburger naturwissenschaftlichen Fakultät – Christoph Wagner war dort bis zu seiner Emeritierung 1935 einer der profiliertesten Lehrer.

Es ist nun aber noch von einer weiteren forstlichen Lehre zu sprechen, die in Württemberg – wenn auch unabhängig von den akademischen Lehrstühlen – wichtige Stütze und an manchen Stellen praktische Verwirklichung gefunden hat.

Wo die strengen Anhänger des Blendersaumschlags und die Freunde eines „freien Stils im Waldbau“ nach anderen Systemen mit mehr oder weniger technisch anmutenden Verfahren arbeiteten, mehr oder weniger gleichaltrigen Hochwald erzogen, in Verjüngungsgangzahlen dachten und mancherorts die immer weiter zurückweichende Tanne nicht zu halten vermochten, bemühten sich andere, weniger Forsttechniker als Waldwirte zu sein und näher an

den Leitbildern der Natur sich zu orientieren. Nicht nur um einer romantischen Naturliebe willen, sondern in der Absicht, auf die Dauer durch Ausnützung der natürlichen Kräfte einen gesunden, immer höchste Werte produzierenden Waldbestand zu erhalten. In diesen Zusammenhang gehört der von Eberhardt in Langenbrand praktizierte und dort von Pfeilsticker in Richtung auf eine plenterwaldartige Wirtschaft weiterentwickelte Schirmschlag, hierhin gehören vor allem aber die Bemühungen von Karl Dannecker um die Erhaltung der Weißtanne und um die Verbreitung des Plenterwaldes. Karl Dannecker, der wohl eifrigste und noch in seinem hohen Alter unermüdliche und höchst streitbare Verfechter des Plenterprinzips, geht in seiner „Hohen Schule des Weißtannenwaldes“ wie Wagner davon aus, daß die Forstwirtschaft von den beiden Prinzipien Natur und Wirtschaftlichkeit im Widerstreit bestimmt wird, aber Dannecker kommt zu einem anderen Ergebnis: „Im Naturwald herrscht der Zweck der Erhaltung und Fortpflanzung: *Das natürliche Prinzip*. Dasselbe findet seinen Ausdruck in den Forderungen der Produktionskräfte, d. h. der Summe aller im Naturwald tätigen erzeugenden Naturkräfte; Sicherung vor Schäden an Boden und Bestockung. Wo das Prinzip Geltung hat, strebt es ungestörter Entfaltung der Naturkräfte zu. Indem nun der Mensch dem natürlichen Zweck einen wirtschaftlichen Zweck, denjenigen der Gütererzeugung, entgegenstellt, tritt das *wirtschaftliche Prinzip* in Geltung, das den Wald dem Menschen nutzbar machen und möglichst wertvolle wirtschaftliche Güter erzeugen will. Der Wald wird zum *Wirtschaftswald*. Voller wirtschaftlicher Erfolg ist aber ohne Schädigung der natürlichen Produktionsbedingungen nachhaltig nur zu erzielen, wenn die Wirtschaft sich an den Grenzen bewegt, die durch das natürliche Prinzip gezogen sind. Ein Überschreiten der von der Natur gesetzten Grenzen kann wohl zu wirtschaftlichen Augenblickserfolgen führen, nicht aber zu einer nachhaltig vorteilhaften Wirtschaft.“

In der württembergischen Staatsforstverwaltung fand der Plenterwald allerdings wenig Freunde. Man sah Schwierigkeiten, ihn auf großer Fläche zu verwirklichen, man gab ihm ganz und gar keine Berechtigung außerhalb des natürlichen Verbreitungsgebietes der Weißtanne. Nicht ganz zu Unrecht wies man darauf hin, daß die einzelstammweise Nutzung ungleich höhere Forderungen an das gesamte Forstpersonal stelle, als von diesem erfüllt werden können. Im Privatwald jedoch, besonders im

Bauernwald des württembergischen Schwarzwaldes, konnte Dannecker anknüpfen an die dort seit Menschengedenken gepflegte Tradition einer in vielen Betrieben zu äußerster Vollkommenheit entwickelten Plenterwaldwirtschaft. Doch auch von dort her kam es nicht zu Diskussionen über diese forstliche Lehre, vergleichbar mit jenen Streitgesprächen zwischen Wagner und Dieterich. Das Schweigen der Offiziellen gab auf die Dauer der Lehre vom Plenterwald monologischen Charakter. Wohl in der nachbarlichen Schweiz waren für Dannecker Anerkennung und Ehrung von seiten der Gelehrten und der Praktiker bereit. Und so ist doch auch hier – wie schon oft seit Moser und Stahl, wie in den Zei-

ten der Fehden zwischen Wagner und Dieterich – ein wenig erkennbar, wie die lebendige Auseinandersetzung in Lehre und Praxis des württembergischen Forstwesens beigetragen hat zum Fortschritt einer Wissenschaft, die eigentlich nur sehr langsam fortschreiten kann.

Erfolg oder Mißerfolg eines Systems, Wahrheit oder Unwahrheit einer Lehre erweisen sich im Wald immer erst nach Generationen – und Bäume wachsen langsamer als so manche Thesen, Theorien und Systeme.

Dem Text liegt eine Sendung des Südwestfunk-Landesstudio Tübingen zugrunde. – Die Zitate wurden moderner Schreibgewohnheit angenähert.

## Diana im Kirbachtal

*Nachstehend geben wir der Impression einer Teilnehmerin an einer sommerlichen Studienfahrt Raum.*

Im Kirbachhof schlägt eine Türe. Vielleicht ist es auch ein Schuß vom Walde her. Noch einmal zerreißt der Ton die Stille, ist aufgelöst und weggefegt. Sichelmond hängt überm Tal, verblaßt im dämmernden Tag. Reben über den Hügel gespannt, gelbgrün im Mondlicht. Auf der andern Talseite liegt im Schatten der Wald, dunkel getuscht. Ohne Atem die Luft. – Ein zweiter Laut wie vorher. Ein Schuß? Eine Türe, die ins Schloß fällt? Und wieder Stille. Der Bach in Silber gekräuselt, versteckt unter wucherndem Grün. Ein Reh verläßt den Wald, langsam äsend durchquert es die Mulde des Tals. Zwischen den Wiesen Schilf, leise bewegt, ein Dickicht dunkelgrüner Lanzen um eine steinerne Frau. Armlos, in gefaltetem Kleid sitzt sie, den Blick dem Rebenhügel zugewandt. Hier stand das Schloß des Herzogs Eberhard III. Die Welle des Hügel blieb – verschwunden das Schloß der frohen Jagd. Drei Jahrhunderte löschten das Bild barocken Lebensgefühls. Schäumende Kaskaden trockneten aus, spielende Wasser versickerten. Wo Farben des Regenbogens in Brunnen tauchten, Wege und Treppen zu den Hügeln führten, geht ein kleiner, steiniger Weg zwischen Wiesen und Moor. Längst verschwunden sind die steinernen Putten, die steigenden Fontänen, die Perlen zu Füßen der Göttin der Jagd warfen. Vom hochgelegenen Schloß kommen Rufe, Flüstern und Kichern aus den Bosketts. Im Dämmern des Morgens ziehen die Herren zur Jagd. Sie verschwinden im Dunkeln des Waldes. Wie in einem Mantel nimmt er sie auf. Dann brechen sich Schüsse in den welligen Bergen. Wild rennt gehetzt in die gereifte Saat des Tals. Über den Wipfeln die Sichel des Mondes! Einige Lichter hinter den Fenstern des Schlosses. Schatten huschen hinter Gardinen. Hifthorn erklingt! Ein jubelnder Name: Diana!

Verflossen sind drei Jahrhunderte. Versickert sind Fontänen und Brunnen. Weggefegt die verspielte Pracht des Schlosses. Stumpfe Stille verschweigt jener Menschen Gedanken und Pläne, ihre Ziele, die man nicht mehr begreift. Die steinerne Frau steht allein, keine steinernen Hirsche zu ihren Füßen, kein Spiegelbild ihrer Schönheit im klaren See. Unken gurgeln und quaken im Schilf, laichige Ketten kleben am bemoosten Sockel. Am Abend tanzen Mückenschwärme um ihr zerfallendes Gesicht. Treibende Spinnewebe legen sich grau um ihr Haupt. – Aber vom Walde her klingen die Lieder der Vögel wie einst.

Der Sichelmond hat sich wieder auf der höchsten Tanne niedergelassen, Wolkenfetzen hängen in seiner Gabel. Schritte kommen des Wegs. Man hört sie in der Stille schon lange, obwohl der Weg weich und überwachsen ist. Ein Mann, die Hände auf dem Rücken verschränkt! Er atmet tief. Die feuchte Luft hat sich auf Gräsern und Büschen in mattem Hauch niedergelassen. Lange steht er vor der Umzäunung, die das sumpfige Gebiet umschließt und hält die Hand vor die bebrillten Augen. Er schüttelt den Kopf im Weitergehen und murmelt etwas vor sich hin. Als er am Kirbachhof ankommt, krähen die Hähne. Eine alte Frau steht unter der Türe. Der Wanderer hält im Gehen ein. Er ruft ihr etwas zu. Seine Stimme erschreckt den Hund – das Tal ist plötzlich entzaubert! Die Alte antwortet etwas, undeutlich und schnarrend, dann geht sie langsam ins Haus zurück. „Die Frau im Sumpf“, sagt sie, „die hockt dort so lang i mirs denke ka, des ischts Kibanele, mehr weiß i net“. Der Fragende versteht sie nicht. Er setzt sich am Straßenrand nieder, zieht ein Buch aus der Tasche, rückt an der Brille: „Einst Jagdschloß Eberhards III. im 17. Jahrhundert“ – allein geblieben ist Diana.

*Lene Kübler-Fleischbauer*